

# Sonntag

## Sozialdemokratie und Pazifismus

Von Friedrich Stampfer.

Das Verhältnis der Sozialdemokratie zum Pazifismus bedarf noch der Klärung. Unter Pazifismus verstehen wir die Bewegung, die darauf abzielt, durch völkerrechtliche Bindungen den Austrag von Streitigkeiten mit den Waffen zwischen Kulturstaaten unmöglich zu machen. Schon daraus ergibt sich, daß der Pazifismus nicht schlechthin etwas „Bürgerliches“ ist, und daß es nicht angeht, wie das manche Sozialisten gerne tun, den Pazifismus an sich durch Hinzufügen des Eigenschaftswortes „bürgerlich“ als etwas Minderwertiges hinzustellen. Der bürgerliche Pazifismus ist höchstens eine bestimmte Art der allgemeinen Gattung, und außer einem bürgerlichen Pazifismus gibt es ganz bestimmt auch einen sozialistischen.

Pazifist ist jeder Sozialist, der das Ziel, fernere Kriege durch völkerrechtliche Bindungen unmöglich zu machen, auch als das seine anerkennt. Praktisch ist die Politik der Sozialdemokratie, wie kaum näher bemerken zu werden braucht, durchaus pazifistisch, und die erdrückende Mehrzahl der Parteigenossen besteht zweifellos aus leidenschaftlichen Pazifisten.

Viel gehört wird aber das Argument, die Entwicklung des Kapitalismus sei mit Kriegen untrennbar verbunden, und das Problem des dauernden Friedens vor dem vollen Siege des Sozialismus unlösbar. Diese Auffassung wurde vor dem Kriege mit besonderem Eifer von einer kleinen Gruppe der sog. marxistischen Jungen vertreten, als deren Führer Karl Kadek anzupredigen ist. Kadek und seine Gesinnungsgenossen griffen die Politik der Partei aufs bestmögliche an, weil sich diese für die Abrüstung einsetzte, sie hielten den Abrüstungsplan für einen „bürgerlichen Schwindel“. Während schon Friedrich Engels i. J. 1893 erklärt hatte: „Die Abrüstung und damit die Garantie des Friedens ist möglich“, während im selben Jahre der Internationale Sozialistenkongreß von Zürich dazu aufforderte, „alle Gesellschaften zu unterstützen, die den allgemeinen Frieden anstreben“, während wir seit demselben Jahre am 1. Mai für diesen allgemeinen Frieden demonstriert hatten, erklärte Kadek 1912 in der „Vergifteten Arbeiterstimme“:

Gegen die wachsenden Rüstungen ist auf dem Boden des Kapitalismus kein Kraut gewachsen, und die Arbeiterklasse muß es ein für allemal wissen: solange sie die Besitze des Kapitalismus nicht erlegt hat, wird sie ihr die Zähne nicht ausreichen und die Frenken nicht abschlagen können, mit denen sie den Leib der Menschheit zerreißen will.

Diese antipazifistische Strömung in der Partei, die sich übrigens auf eine ganz geringfügige Gruppe beschränkte, war zweifellos eine Reflexerscheinung der zunehmenden imperialistischen Spannungen im Lager Europas. Jedoch wäre es ganz falsch zu sagen, die Antipazifisten hätten als einzige den Krieg richtig vorausgesehen, während die anderen sich Illusionen hingaben. Der Größe der Gefahr waren wir alle uns bewußt, und die Frage war nur die: Sollte die Sozialdemokratie den drohenden Weltkrieg hereinbrechen lassen als ein Geschick, an dem nichts zu ändern ist, und ihre Aktion auf die Vorbereitung der sozialen Revolution beschränken, die dieser Krieg im Gefolge haben sollte? Oder war es nicht ihre Pflicht, die Gefahr, die über dem Haupt der Menschheit hing, mit aller Kraft zu bekämpfen, so wie der Arzt die Krankheit bekämpft selbst dann noch, wenn er sich ihres tödlichen Ausgangs schon nahezu vollkommen gewiß ist?

Vor dem Kriege hat jedenfalls fast die ganze Partei den antipazifistischen Fatalismus der Kadek-Gruppe abgelehnt, und es ist interessant, heute daran zu erinnern, daß in dieser Ablehnung beide Richtungen einig waren. Der Gedanke, die Weltkriegsgefahr durch lebhafteste Abrüstungspropaganda zu bekämpfen, wurde von Kautsky und Ledebour genau so verfolgt, wie von David und Frank. Die Partei war in ihrer Aktion einig, die antipazifistische Gruppe in einem Winkel der äußersten Linken isoliert.

Diese antipazifistische Gruppe besteht auch heute noch in der sog. „Spartakusgruppe“, dem deutschen theoretischen Widerklang des russischen Bolschewismus. Dieser selbst vertritt bekanntlich in reinsten Form die Auffassung, daß es keine Friedenssicherung geben kann, als durch die radikale Ausrottung der kapitalistischen Wirtschaftsweise. Darum dachten die Bolschewiki auch gar nicht daran, dem imperialistischen Deutschland ein Abkommen über Rüstungen und Schiedsgerichte vorzuschlagen, auch sie hielten alle Veruche, pazifistische Bestrebungen „innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung“ zu verwirklichen, für einen „bürgerlichen Schwindel“. Darum werden auch in der Literatur der Spartakusgruppe die „Unabhängigen“ wegen ihres Pazifismus so oft verböhnt. Dieser in ihrer Art ganz konsequente Anschauung muß das Bestreben, zwischen dem kapitalistischen Deutschland und anderen kapitalistischen Staaten wie England und Amerika einen dauernden Verständigungsfrieden zustande zu bringen, in der Tat als etwas höchst Lächerliches erscheinen. Denn wenn die deutschen Machthaber für sie etwas sind, was man besser nicht beim Namen nennt, so sind auch die Wilson und Lloyd George für sie ganz gewöhnliche kapitalistische Spindubel. Was in der Spartakusliteratur über England und Amerika gesagt wird, wird in der alldeutschen Presse mit Vorliebe zitiert. Auch hier gilt das Sprichwort: „Die Extreme berühren sich.“

Die Alldeutschen vertreten die Ansicht, daß vor der militärischen Machtentfaltung zwischen den Völkern jeder Frieden unmöglich oder verwerflich sei. Die Ultraradikalen unter den Sozialisten sind einer ungefähr ähnlichen

## Himmlische Parole.

Am Soissons wölbt sich die Nacht.  
Der Himmel zuckt in Fieberglut.  
Die Posten stehen auf der Wacht.  
So heißes Blut, so junges Blut!

Aus tiefstem Himmel fliehet ein Stern,  
der ist wie eine Wunde rot.  
Bald lockt er nah, bald blinzt er fern.  
Sein irres Leuchten kündigt Tod.

Der Posten starrt zum Firmament,  
die Brust zerkrallt von dunklem Schmerz.  
Wie eine Höllenflamme brennt  
der Stern in das Soldatenherz.

Was klappert da im Drahtverhau?  
Der Posten hebt Gewehr und Hand.  
Ein Amriß löst sich riesig gran  
und stapft heran durch „Niemandland“.

„Wer da!“ — „Kennst du mich wieder nicht  
und rufft mich jede Stunde an?  
Ich bin der Krieg, du kleiner Wicht,  
und suchst Ziel auf neuer Bahn.“

Wann wird der Weg zu Ende sein  
und wo erfüllt sich mein Geschick?  
Ich steh am vierten Meilenstein  
und schau die blutige Bahn zurück.

Hier war ich schon, dort war ich schon!  
Ein böser Geist fählet mich im Kreis,  
daß ich, des Wahnsinns erster Sohn,  
niemals mein Ziel zu finden weiß.

Wer führt den weißen Stern heraus,  
der mich erlöst und dich befreit?  
Wo endet unsres Irrens Lauf? . . .

Ein Mörsergeschuß die Antwort schreit.

Die Nacht zerfliehet, der Nebel wackelt.  
Der Tag ist donnernd aufgewacht.  
Am Soissons die Faust geballt  
hämmeret der Krieg die neue Schlacht.

Carl Bröger.

Meinung, nur daß sie die Machtentscheidung zwischen den Klassen als Voraussetzung des allgemeinen Weltfriedens betrachten. Die einen kennen kein Ende des Krieges vor dem vollständigen Sieg Deutschlands über Frankreich, England, Amerika usw. Die anderen kennen kein Ende vor dem vollständigen Sieg des Proletariats in Frankreich, England, Amerika usw. und natürlich auch in Deutschland. Wir aber bemerken dazu feuzend: „Das kann noch lange dauern!“

Eine politische Bewegung des Sozialismus ist nicht aus irgendeiner reinen Theorie heraus möglich, sie wird erst dadurch lebendig, daß sie an empfundene Volksbedürfnisse Anschluß nimmt. Dessen waren sich auch die Bolschewiki bewußt, und sie machten das Friedensbedürfnis des russischen Volkes zum Hebel ihrer Revolution. Wir leben aber hier in anderen Verhältnissen und müssen dem Friedensbedürfnis des deutschen Volkes in anderer Form Rechnung tragen. Wir können den Frieden nicht auf den Tag nach der sozialen Revolution vertagen, weil wir weder wissen, wann dieser Tag kommt, noch wünschen können, Deutschland solle durch eine Revolution den Ententeimperialisten gegenüber in dieselbe Rolle gedrängt werden, in die Rußland gegenüber den deutschen Imperialisten geraten ist. Darum lautet unser Programm nicht: Erst die Revolution und dann den Frieden, sondern kurz und bündig: Frieden!

Darum ferner scheint die Zeit schlecht geeignet, zwischen uns und den bürgerlichen Pazifisten besonders diese Trennungslinien zu ziehen. Denn weder sind wir in Deutschland so stark, daß wir sagen können: „Wir schaffen es allein!“, noch gar kann der Sozialismus der gegenwärtig im Krieg stehenden Staaten, soweit er friedenswillig ist, auf die Mitwirkung der bürgerlichen Friedensfreunde verzichten. Unser Verhältnis zu den bürgerlichen Pazifisten kann darum kein anderes sein als etwa unser Verhältnis zu den bürgerlichen Wahlrechtsfreunden und den bürgerlichen Sozialreformern.

Es hat auch eine Zeit gegeben, in der demokratische und sozialpolitische Bestrebungen außerhalb des sozialistischen Parteilagers ohne weiteres als „bürgerlicher Schwindel“ galten. Die ganz konsequenten haben in demokratischen Fortschritten und Sozialreformen weiter nichts als „Ballastmittelchen“, dazu bestimmt, das Leben der kapitalistischen Gesellschaft künstlich zu verlängern. Es ist seltsam, daß diese Theorie der absoluten Verelendung und der Katastrophe, die in der inneren Politik längst abgestorben ist, in der äußeren noch solche Johannistriebe hervorbringen konnte.

Aber auch heute ist der sozialistische Antipazifismus nur in der Studierstube möglich, nicht in der praktischen Politik, hier schon deshalb nicht, weil er die sittlichen Kräfte im Volkseben übersteigt und an den grauenvollen Leiden dieser Zeit mit wirklicher oder gebliebener Wurstigkeit dozierend vorübergeht. Der Pazifismus ist heute Millionen und aber Millionen ein seelisches Bedürfnis geworden, den Millionen drücken vielleicht noch mehr als denen daheim, den Proletariern in Feldgrau und im Arbeitskleid aber am meisten, weil der Krieg am

schwersten auf ihnen lastet. Das Proletariat verlangt von uns praktische Friedensarbeit, es kann verstehen, daß diese Arbeit von widerstrebenden Kräften von außen her gehemmt wird, es würde nicht verstehen, daß sie durch doktrinaire Konstruktionen von innen gelähmt werden kann. Seien wir uns also darüber klar, daß der sozialistische Antipazifismus ein Rückschlag in die Vorstellungskreise einer längst überwundenen Zeit ist, einer Zeit, in der wir prophezeiten, rüsteten und — warteten. Die Gegenwart aber verlangt die Aktion und stellt uns von selbst das Ziel dieser Aktion: die Er kämpfung des dauernden Weltfriedens. In diesem Sinne sind wir Pazifisten, können gar nichts anderes sein!

## Gibt es echte Mutterliebe in der Tierwelt?

Von Dr. Th. Zell.

In diesem Sommer habe ich an der Wälfen des Berliner Zoologischen Gartens, die, wie auch in vielen Zeitungen zu lesen war, sieben Junge großgezogen, eine Handlungsweise beobachtet können, die man wohl als Beweis echter Mutterliebe betrachten darf, und will davon näher erzählen.

Mancher Leser wird den Einwand erheben, daß bisher noch kein vernünftiger Mensch an dem Vorhandensein echter Mutterliebe bei den Tieren gezwweifelt habe, und mir folgendes Beispiel entgegenhalten. Eine Glatze, die ihre Kücken führt, hat gewiß ein jeder schon beobachtet. Bei der Inerzüchtigkeit, mit der das Muttertier seine zahlreichen Jungen betreut, erscheint es so recht als ein Vorbild einer guten Mutter. Ist es doch bereit, für seine Nachkommen sein Leben einzusetzen. Die Frage, ob es echte Mutterliebe in der Tierwelt gibt, ist hiernach vollkommen überflüssig.

Das ist alles ganz richtig. Und doch treten Erweichungen in der Tierwelt auf, die an der Mutterliebe gewisse Zweifel aufkommen lassen. So ist es dem spanischen Vogelzuchtler bekannt, daß man die Vogeln Eier aus Offenheit unterlegen kann, auf denen sie ebenfalls fest brüten wie auf den eigenen. Hühnern legt man Porzellanzer unter, ja selbst wilde Vögel brüten auf Steinen oder untergehobenen künstlichen Eiern unentwegt weiter. Raubtierstulen, also die unerschrockenen Vorkämpfer von Pferd und Esel, entfähren nicht selten Füllen ihren rechtmäßigen Vätern und bieten den Pflegekindern ihr milderer Unter dar um.

Solche Fälle haben Pöschel an der Ueberzeugung geführt, daß die Mutterliebe in der Tierwelt nur scheinbar ist. In Wirklichkeit sei sie lediglich Befriedigung eines einseitigen Triebes, also eines Instinktes. Während Alfred Brehm die Regenmutter verherrlicht, weil sie sogar Geschöpfe, die sie sonst verzehrte, mit rührender Sorgfalt großzog, bestritten seine Gegner, z. B. Siebel, diese Auffassung. Der letztgenannte erklärte solche Beweise der Mutterliebe und Pflegeinstinkt wie folgt. „Die Waise legt in dieser Zeit, d. h. wenn sie Junge hat, ihre Blutgier ganz ab und jagt sogar Katzen, Mäuse, Kaninchen, Hasen und Gänse auf, wenn dieselben an ihre Pfoten gelegt werden. Auch darin darf man, obwohl die Anhänglichkeit an die Pfoten noch lange sich äußert, keine eigentliche Liebe erkennen wollen, sie nimmt die fremde Brut nur an, um den Reiz in ihren Milchdrüsen und Nieren zu stillen.“ Daß Regenmutter, denen man, unmittelbar nachdem sie geworfen haben, ihre sämtlichen Jungen nimmt, infolge des Reizes ihrer tropischen Milchdrüsen selbst darauf ausgehen, sich andere Säuflinge zu beschaffen, ältere Jungen wieder laugen lassen, junge Däumchen, Gänzen, Hasen und dergleichen herbeischleppen und diese an ihre Gesänge legen, ist mir durch verbürgte Mitteilungen tatsächlich beobachteter Fälle wohl bekannt; solche Fälle erscheinen mir jedoch aus dem Grunde nicht maßgebend zu sein, weil jagende Hasen, auch wenn man ihnen ihre Jungen läßt, anderartige hilflose Tierchen an- und aufnehmen. Hier handelt es sich nicht mehr einzig und allein um Stillung des durch die überfüllten Milchdrüsen verursachten Reizes, sondern um eine Pflegeinstinkt.

Das Brehm erwidert, ist ganz zureichend, aber nicht recht überzeugend. Ich bin aus Gründen, auf die ich später zu sprechen kommen werde, von dem Vorhandensein echter Mutterliebe in der Tierwelt überzeugt. Aber es ist natürlich schwerer, den Nachweis zu führen, daß das Säugen der Jungen nicht lediglich Ausfluß eines Instinktes ist. Eine Feststellung des wirtlichen Sachverhaltes könnte nur durch Gewinn, wenn die Ausübung des Instinktes mit Schmerzen verbunden wäre. Denn ist die Betätigung des Instinktes ein Wohlgefühl, so wird eine rein instinktive Tätigkeit sofort unterbleiben, sobald sie schmerzhaft wird.

Auf einen solchen Fall, wo das Säugen für die Tiermutter mit Schmerzen verbunden war, habe ich immer gewartet. Durch Zufall konnte ich ihn bei der erwähnten Wälfen beobachten. Und das kam folgendermaßen.

Am einem schönen Sonntag war ich in später Nachmittagstunde im Zoologischen Garten, als mir ein merkwürdiges Geseul zu Ohren kam. Im ersten Augenblick glaubte ich, daß es sich um den bekannten ohrenbetäubenden Lärm der Lemuren handelte. Aber sofort merkte ich, daß ich mich im Nertum befand, denn einmal hatte die Richtung ganz und gar nicht, da das Geseul von dem Hundewinger heranzuziehen schien, sodann war es auch für die Lemuren noch zu früh, ihr Konzert zu beginnen.

Ich begab mich also nach dem Hundewinger und sah die Wälfen aufgeregt umherlaufen. Ihre Rute gewährte einen schrecklichen Anblick. Auf einer Seite war in einer Länge von fünfzehn bis zwanzig Zentimetern das rote Fleisch sichtbar. Ein älterer Herr, der am Gitter stand, gab mir folgende Aufklärung über die Entstehung der Wunde. Die Wälfen hatte an der Erde gelegen, und zwar hart an der Wand, die ihren Zwinger von dem des Nachbarn trennt. Der Nachbar ist ein männlicher Wolf, wie mir gesagt wurde, der Chemann der Wälfen. Unachtsamerweise hatte der Schwanz der Wälfen unten durch eine Lücke der Wand in den Nachbarräum hineingehaut. Der liebevolle Chemann stürzte sich mit scharfem Gebiß darauf und suchte es abzubeißen. Da eine Menge Haare und Blut im Zwinger des männlichen Wolfes an der Stelle lagen, wo die Rute der Wälfen durchgesteckt war, so konnte an der Nacktheit der Darstellung kein Zweifel obwalten. Wir machten, als der Wärter erschien, ihn auf den Vorfall aufmerksam, da eine Wiederholung nicht ausgeschlossen war. Der gute Mann war uns sehr dankbar dafür, hat sich auch sofort an das Werk gemacht und die Lücke der Wand durch Holzstücke geschlossen.

In zoologischen Werken, ebenso auch in Tageszeitungen, kann man häufig lesen, daß Nicotian ein guter Vater sei, der seiner Gattin bei der Aufzucht der Jungen treu zur Seite steht. Mir ist diese Schilderung immer höchst unwahrscheinlich vorgekommen, da alle Hundebaren — also Wildhunde, Füchse usw. — sich dadurch

# Verhaeren und Romain Rolland im Briefwechsel.

Genf, den 14. Juni 1914.

Romain Rolland an Verhaeren.  
Lieber Verhaeren!

Tanke für Ihre Sendung. Ich verdanke die Worte Ihrer Widmung nicht. Ich bin im Hof ein Herz, das unter dem Leiden der anderen Menschen leidet, unter der Verleumdung, die ihnen als einziges Heilmittel ihrer Uebel eingibt, anderen Schmerz zu verursachen.

Ich habe Ihr Buch gelesen... Die Leute müssen Sie schätzen haben, mein Lieber Großer und Güter, um zu hoffen!... Doch weiß ich, mein Freund, Sie werden es nicht lange zu tun vermögen. Nein, Sie werden es nicht können. Sie sind gleich der Ihren Mürben in dieser Atmosphäre. Geruchlichkeit mit Geruchlichkeit; doch will die Gerechtigkeit nicht, daß man alle Angehörigen eines Volkes für die Verbrechen einiger Duzende verantwortlich macht. Wäre es bloß einen einzigen Gerechten in Israel, so sagte ich, daß Sie nicht das Recht haben, ganz Israel zu verdammen. Und Sie haben nichts, von den vielen unterdrückten, geknechteten Seelen, die in Österreich und Deutschland kämpfen und leiden. Ihre Stimmen werden ersticht, um dem Kampfe einen unerschütterlichen Charakter zu geben. Ich aber habe, sie gehört, höre sie seit zehn Monaten; und später, mein Freund, wenn auch Sie sie kennen werden — auch wenn Sie sich dogmen wehren — Sie werden sie dennoch lieben...

... Keine griechische Tragödie kommt an Graten jener gleich, die sich jetzt in Europa abspielt. Überall werden Tausende von Unschuldigen dem Verbrechen der Politik geopfert. Napoleon hatte nicht unrecht, da er sagte: „Die Politik ist das moderne Schicksal.“ Das antike Schicksal war niemals grausamer.

Schließen wir uns nicht dem Schicksal an, Verhaeren. Seien wir auf Seite der Unterdrückten aller Unterdrückten. Und hören gibt es überall. Ich unterstehe auf der Welt bloß zwei Völker: jene, die leiden, und jene, die Leiden verursachen.

Ich umarme Sie herzlich,  
Romain Rolland.  
\*) Verhaeren hatte Romain Rolland sein Buch „Das künftige Schicksal“ geschickt, mit der Widmung: „Romain Rolland, dem herrlichen Drogen.“  
(Aus dem Französischen von Gertruda zur Mühlen.)

## Lesing-Theater: „Brüderlein sein.“

Immer, wenn eine modische Aufführung mit ihrem Auftreten zu Ende ist, pflegt sich ein Juristkreisen an einem, das früher im Schwange war, wieder einzustellen. So ist mit der seit einiger Zeit häufig heraufbeschworenen Biedermeierzeit auch gerade im „Lesing“ Lustgegnen. Mit der Veredelung der modernen Operette — das haben alle Versuche gezeigt — ist es nichts. Also werden sich mehr oder weniger bewährte Komponisten auf das Szenenspiel, als dem höchsten Ausdruck eines Heimbürgerlichen Romanlebens von Anno dazumal, da der Großvater die Großmutter nahm. Der kolossale, nun bereits mehrere Jahre ununterbrochen andauernde Kassenerfolg des „Traumüberkorns“ reizt zu Nachahmungen von ähnlicher Art. So kommt denn in dem Szenispiel „Brüderlein sein“ von Julius Wilhelm abermals ein „Wien zu Ehren. Und wieder dreht es sich um einen Musiker; weiland Komponist, Theater-, dann Tomkapellmeister allda. Er mit seiner Frau sind auch die beiden Hauptrollenträger. Was weiter begibt sich, als daß sie ihren vierzigsten Hochzeitstag begehen. Mit lustig-gelegenen Gedanken und ebenföhligen Gefühlen und Träumen, die sich aber doch nicht so recht mit dem Vergnügen auf jegliche Tafelinsprüche abzufinden gereicht schreinen.

Dies Dreißigstündchen gealterter Leuchten hat Herr Hall reißend in Tönen und Melodien aufzuleuchten, die sofort ins Ohr fallen und noch länger im Gemüt fortzuschwingen. „Brüderlein sein“, eine olivenerische Weise bildet darin das Leitmotiv. Herumgruppiert sind auch ebenföhlige Töne, denen, wenn sie neu erkunden, einschmeichelnde Melodien und ein sehr gearbeitetes Erbsenherzweid eigen ist. Reizt ist die aufsteigende Stimmung einer längst vergangener Epoche vorzüglich getroffen. Das Finale klingt geradezu seltsam und schön.

Friedrich Hermann ist auch der rechte Dirigent für derlei musikalische Heimlichkeiten, wie Johannes Müller, der bewährte Schürer im „Traumüberkorn“, und Margarete Christian ein treffliches Al-Ceoperat sind.  
ek.

## Notizen.

— Kunstchronik. Gustav Veitdamer Sic. 113, eröffnet am Montag den zweiten Teil der Pechstein-Ausstellung.

Die beiden großen französischen Schriftsteller zeigen sich in diesem Austausch ihrer Gefühle, der uns erst jetzt bekannt wird, von edler Menschlichkeit erfüllt. Das schließt freilich nicht aus, daß Verhaeren die belästigten Vorgesänge leidenschaftlich einseitig ausspricht. Auch er war soeben ein Opfer der Arienberichterstattung. Aber nur eine Zeitlang. Ein Brief, der nach seinem Tode (1916) öffentlich bekannt wurde, bewies, daß er den Ras von sich geworfen hatte. Der Menschheitskämpfer von einst, der als einer der besten Geistesführer in aller Welt Geschichte hatte, rang sich wieder durch.

Verhaeren an Romain Rolland.  
London, 15. Rathenon Road West Kensington,  
24. Oktober 1914.

Mein sehr lieber Romain Rolland!  
Hier einige Zeilen, um Ihren Brief zu unterstützen.\*) Außerdem sende ich Ihnen zwei Gedichte, die ich in London geschrieben lieg. Das erste im „Observer“, das zweite in der „Nation“. Ich bin voller Trauer und Schmerz. Verhaeren's Gefühl hatte ich niemals empfunden; jetzt aber kenne ich es. Ich vermag es nicht mehr aus mir zu verbannen, und glaube doch ein ehrlicher Mann zu sein, dem früher der Haß als niedrigeres Gefühl diente. Oh, welche entsetzlichen Dinge erzählt man mir! Und wie liebe ich in dieser Stunde mein Land, oder besser gesagt, den Menschenhaufen, der mein Land ist! Auch Sie liebe ich, lieber Romain Rolland, um Ihrer Größe und Ihres Edelmutts willen; ich umarme Sie herzlich.  
Ihr Em. Verhaeren.

\*) Romain Rolland hatte eine gewisse Anzahl Proteste von Schriftstellern und Künstlern gegen die Fortführung Löwens und Reims gesammelt. Sie erschienen in einem Heft der „Cahiers du Douais: Louvain, Reims...“ im Januar 1915 bei Larin, Louvain.

Romain Rolland an Verhaeren.  
Genf, den 23. November 1914.

Lieber Verhaeren!  
Ich danke Ihnen innig für Ihren Brief — nein, lassen Sie nicht! Der Haß ist nicht für Sie, nicht für uns. Verteidigen wir uns mehr gegen den Haß als gegen unsere Feinde. Später werden Sie erkennen, um wie viel erschütternder die Tragik war, als es die herein Verwickelten erlassen konnten. Auf jeder Seite waltet eine düstere Größe; ein heiliges Delirium beherrscht diese Menschenherden. Der blutige Dionysius und seine Nachbanten zittern vor ihm... Das Drama Europas hat eine verachtliche Höhe des Entschens erreicht, daß es ungerecht ist, die Menschen zu beschuldigen. Es handelt sich hier um eine Enttarnung der Natur. Vancus wir an der Arche, wie jene, die die Sintflut glichen, und retten wir, was von der Menschheit übrig bleibt.  
Ich umarme Sie herzlich,  
Romain Rolland.

Verhaeren an Romain Rolland.  
Dreiß, 44, Gaebeleges Vano, 3. Dezember 1914.  
Mein sehr lieber Romain Rolland!  
Um wieviel sind Sie doch größer und höherstehender als ich! Wie sehr mühten Sie mich als Beispiel dienen!\*) Doch welche Entsetzen habe ich gesehen, welche abscheuliche Tügel wurden mir von den gläubigsten Keuten mitgeteilt! Man hat gegen meine Heimat nicht Krieg geführt, hat sie mit Raub, Plünderung und Mord verheert. Die Zivilisten sind noch schlechter behandelt worden als die Soldaten, man hat insbesondere gegen jene Krieg geführt, die hilflos waren, und dies ist das Allerabscheulichste. Ich danke ich Ihnen, daß Sie so glühend das Recht verteidigen, und insbesondere für Ihre Eingabe an mein Land.  
Ich umarme Sie von ganzem Herzen.  
Ihr Em. Verhaeren.

\*) Amerling Romain Rolland: Ich gebe diesen Brief Verhaeren's bloß wieder, um seine rührende Verleumdung und Drogenentzückung zu zeigen; denn er war unendlich besser denn ich. Wer hätte das Recht, ihm seinen leidenschaftlichen Schmerz — selbst wenn er darin ungerichtet wurde — vorzuschreiben, ihn, der alles verloren hatte!

auszeichnen, daß sich das Männchen um die Jungen nicht kümmert. Von unserem Haushund ist es ganz bekannt, daß er, wie der Vater, die Aufsicht der Nachkommenschaft der Mutter überläßt. Es wäre doch höchst merkwürdig, wenn es beim Wolfe anders wäre. In meinem Buche „Ist das Tier vernünftig?“ habe ich die Gründe für dieses Verhalten näher dargelegt. Die Natur arbeitet überall mit den einfachsten Mitteln. Ist das Weibchen imstande, die Kleinen allein hochzuführen, so ist das Männchen ein sogenannter schlechter Vater. Deshalb kümmern sich die meisten Raubtierväter — außer den genannten noch Bären, Dackel, Warden usw. — nicht um ihre Spröhlings. Bei uns Menschen auch, wie bei den meisten Vögeln und den Affen, der Vater dem Weibchen helfen, da sonst die Kleinen zugrunde gehen. Da wir alles durch die Brille des Menschen betrachten, so sprechen wir von guten und schlechten Vätern, obwohl das nach den hier entwickelten Gedanken nicht zu treffen ist.

Die Verwaltung des Hoo hat den männlichen Wolf von dem Zutritt zur Galtin und den Kleinen abgesperrt und wird ihre neuen Gründe dafür gehabt haben. Jedenfalls, spricht dieser Umstand sowie das Verhalten des halben Schwanzes nicht dafür, daß Asgrin als Muttererbenmann zu empfehlen sei.

Bei der Wöstin mit der mächtigen Wunde am Schwanz hatte ich endlich den Fall, wo das Geschick des Schwanzes seinen Bräutigam war, zumal wenn sich sieben Spröhlings an dem Geschick beteiligen. An dem Tage hatte ich trotz langen Wartens nicht mehr Gelegenheit, die Jungen, wie sie die Mutter belästigen, zu sehen. Am folgenden Tage fand ich mich plötzlich ein. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn ich gehört hätte, daß die Alte einige Augen losgerissen hätte. Denn wenn sieben Augen an den Hüften der Mutter sieben, läßt es sich nicht verhindern, daß eines an die Wunde des Schwanzes kommt. Als die Jungen lauten, glaubte ich ein paar mal, daß eine Katastrophe eintreten würde. Die Alte knurrte und zeigte die Zähne, denn ein Dummlad hatte ihr wohl besondere Schmerzen verursacht. Aber das Gewitter zog vorüber, die Mutterliebe siegte.

Elf Tage nach dem Hoo, also am 19. Juni, war die Wunde rechtig geheilt, so daß nur die Quaslosigkeit des Schwanzes von dem Vorfall Zeugnis ablegte. Die von uns so sehr geprüfene Kreislichebehandlung der Wunden, die wie jetzt im Westlande zur Anwendung bringen, haben die Tiere schon seit Urzeiten eingeführt. Die Tiermütter säugen also ihre Jungen nicht nur deswegen, weil das Stillen ihren Instinkt befriedigt, ihnen also ein Wohlgefallen bereitet. Sie säugen sie auch dann, wenn dieses Geschäft mit erheblichen Schmerzen verbunden ist.

Ich persönlich habe deshalb nicht daran geglaubt, daß bei den Tieren echte Mutterliebe vorhanden sei, weil sie leider bei der Nahe benutzt wird, um das Mehl von den Kindern zu befreien. Unter den Haken und Haken wider besonders Rache und Duldung. Beide Mäuler sind aber so vorsichtig und schlau, daß sie schwer zu fischen sind. Um ihre weitere Verwundung zu verhindern, müht man ihre Mutterliebe aus.

Von der Mutterliebe der Rächin erzählt der bekannte Naturforscher Lessing folgendes Beispiel. In einem Apriltag grub der Jäger des Herrn von Vergangenheit an Nilsheim, in Gesellschaft anderer, einen Bau mit jungen Rächin aus. Nachdem ein scharfer Dackelhund eine kurze Zeit den Rächin vorgelesen hatte und die Rächin mit Schreien befehl waren, wurde an der Stelle, wo der Hund die Rächin verraten, hart auf den Bau geklopft, welches Klopfen die Rächin zu dem schneellen Entschlusse brachte, die Rächin zu erreichen. Sie versah aber dabei ihrer Jungen nicht, nahm eins derselben ins Maul, brach neben dem vorliegenden Hunde durch, sprang aus dem Bane und ließ sich jetzt das Kleine nicht fallen, obwohl mehrere Klauen ganz aus der Höhe, jedoch ohne zu treffen, auf sie abgefeuert wurden.

Die Gähnschleimern können es nicht über's Herz bringen, ihre Jungen ohne Mutter zu lassen. Selbst wenn sie wissen, daß die Annäherung an das Nest ihnen das Leben kostet, lassen sie davon nicht ab. Köstliche Fälle konnte man in Hammege anführen. Wächter ruhend in ein von Weindampfen mitgeteilt Beispiel von Mutterliebe der gewöhnlichen Hausmaus. Eine solche wurde in Frankreich a. R. mit neun noch blinden Jungen in einem Versteck entdeckt, und das ganze weiche Bett wurde mit einer Schaufel ausgehoben, ohne daß die Alte einen Versuch gemacht hätte, zu entkommen. Sie ließ sich vielmehr zu ihrem Verderben nebst ihren geliebten Kindern auf die Schaufel heben und forttragen.

Das Krühen der Vögel auf Steinen und anderen toten Stoffen beweist allerdings unzweifelhaft, daß die Krähel, ebenso wie das Stillen, auf Instinkt beruhen. Aber, wie der Fall der Wöstin lehrt, und was ganz in Uebereinstimmung mit sonstigen Beobachtungen aus dem Tierleben steht, der Instinkt allein ist nicht ausdauernd. Selbst wenn die Ausübung der Mutterliebe mit Schmerzen verknüpft ist, wird sie trotzdem nicht unterbrochen. Es ist demnach in der Tierwelt echte Mutterliebe, womit nicht gesagt ist, daß man sie überall und ständig anfindet.

## Nächtlicher Besuch.

Von Hans Franke.

Den ersten Nachmittag meines Aufenthalts hatte ich dazu benutzt, zur Stunde der Dämmerung einen kurzen Gang vor die Stadt zu machen. Auf den Wiesen ringsum hatte man bereits das Heu geschlagen, und starker, würziger Duft umgab mich, als ich, zur Seite dem marmeladen Strom, dem Balde zuschritt. Die wogende Hügelheimatlicher Gedanken, die froh und leicht meine Sinnen durchzogen, verwirrte mich; gleichsam auf Wellen von Fröhlichkeit, Dank und Staunen ging ich dahin. Drüben grühte bald eine Lichtung, bald schloß sich der Wald zu dunklen, tropigen, spitzstadeligen Wäldern. Nun hatte auch ich den Rand des Waldes erreicht und lagte mich langgestreckt in das duftende Gras. Fernher leuchteten die Dächer und Türme der Stadt im Abendglanz der sinkenden Sonne.

Zur Grün von Büschen schimmerte ein Haus. Da müht ich an Herta Hollander denken, und daß ich morgen ihr wieder die Hand reichen würde. Mein erster Gang sollte es sein. Das Gefühl, sie wiederzusehen, erhöhte meine Freude. Es trieb mich heim. Unterwegs grühten am Begräbnis leise schaukelnde Wiesenblumen. Ich suchte die hühen Reiche der zarten Glodenblumen, die Herta so liebte, und band sie zum Strauß. Als ich heimkam, war es Nacht. Meine Haustüre empfing mich noch und reichte mir einen Strauß, den man abgegraben hatte. Es waren die nämlichen blauen Glodenblumen, die ich in Händen hielt. Ich mühte, woher sie kamen. Mein Inneres sang, wie ein Gruß der Heimat! Der Liebe! Ich sah noch lange still und verlor mich am Fenster, vor mir die Wäse mit den ganzen Reichen, die ich vereinigt hatte, und durch die der Nachtwind mit leisen Rosen fuhr. Als ich zur Ruhe ging, stellte ich die Blumen auf den Marmor des Nachttisches. — Willen in der Nacht erweckte ich von dem Gefühl, nicht allein in meinem Zimmer zu sein. Der Mond, der schiel über den Giebeln der jenseitigen Häuser hing, ließ seine bleichen Strahlen in dreifach, ätternndem Band über die Dienen tanzen. Ich blide mich — bald im Traume noch — langsam um. Plötzlich zuckte ich zusammen: neben mir auf dem Bettrande sah ein Mensch! Und mein Herzschlag drohte auszuspringen, als ich, genauer hinblickend gewahrte, daß er den Knöcheln, hantelnden Kopf eines Toten trug, in dem die dunklen, leeren Augenhöhlen gespenstisch schreuten.

Ich wagte nicht, mich zu rühren; auch die Gestalt rührte sich nicht. Sie hatte die Anodenhände — wie es schien ganz behaglich — im Schoße gefaltet und ließ sich nun das kalte Mondlicht über das eingesackelte, knöchige, kurze Rosenbein tanzen. Als nach einer guten Weile, während welcher ich vergeblich auf eine Anrede des fremden Gastes gewartet hatte, das Mondlicht tiefer fiel, gewahrte ich, daß der Fremdling die Abfärbung eines Engländers trug.

Das regte meine Neugier denn doch zu sehr an, denn aus meinen Fronttagen von Speer her war diese Farbe mir zu wohlbekannt.

Ich ermannete mich also und fragte mit leiser und vorsichtiger Stimme: „Wer sind Sie denn?“

Der Kopf meines Gegenübers bewegte sich auf mich zu, der tiefer klappte einige Male und mit hohler, aber durchaus nicht erschütternder Stimme entgegnete er: „Ich bin der, den du ohne Grund geistest halt!“

Unwillkürlich mußte ich lächeln, denn was heißt im Ringen der Kämpfe: grundlos geistet. Ich fragte also: „Was soll das heißen: ohne Grund?“

Wieder begann jener: „Du wirst dich jenes Sommernachmittags bei Hooge erinnern; als du an deiner Schießbarke standest, gewahrtst du, wie aus dem feindlichen Graben eine Geißel sich hob, vorsichtig mit dem Kopf über die Deckung spähte, sich über die Deckung schwang und nahe dem Verhau sich in das Gras fallen ließ.“

Gewiß entsann ich mich; es war einer jener ruhigen Fronttage, die wir um diese Zeit damals dort oben verlebten. Ein Tag voller Sonne und Himmelsfreude. Die Kameraden sahen vor den Unterhänden und Erddämmern, ein blauer Himmel war über die ganze, sommerliche, granatgerühnte, sandrige Ebene gespannt. Tausend leichte Heimgedanken hatten auch meine Sinne durchzogen, und ich hatte, an die Verführung des Grabens geseht, traumverloren in das Riden des Grasses vor dem Graben gestiert, bis dort drüben jene Geißel sich erhob, rasch umher spähte und sich über die Deckung schwang. „Wilt der Herr am besten Tage herumpatrouillieren?“ dachte ich bei mir. „Das wollen wir ihm verfolgen!“ Und als nach einiger Zeit der Kopf des anderen für mich gerade in Schußrichtung auftauchte, hatte ich Blickwinkel vüert und wie auf dem Schießstande meinen Abzug mit wohlgestimmtem Finger nach hinten gezogen. Mit jedem Knall peitschte das Geschick die Stille, einige Kameraden stürzten zusammen, der Aalfarbene warf die Arme empor und fiel — mir nun unsichtbar — in eine Senkung vor dem feindlichen Graben. ... Kriegsschicksal, dachte ich bei mir. ...

Das alles war blühend durch mein Denken geist, als mein nächtlicher Besucher sein Infogramm geklärt hatte. Als er noch immer säugte, redete ich abermals: „Ja, aber wie konnten Sie auch am Leben ...“ „Das zu sagen,“ sang es aus den klappernden Riefeln, „bin ich ja hergekommen. Du erinnerst dich also jenes Nachmittags, der uns nach schweren Kämpfen verdient Ruhe brachte. Ich hatte am Vormittag einen Brief von Lucy erhalten, jenem dunkelblauen blonden Mädchen, das die einzige Menschenseele war, die auf dieser Welt an mich dachte, mich liebte. Es war wie freis die Versicherung, daß sie nicht aufhören werde, mir treu zu bleiben, mich zu lieben. Ich hatte dem Mädchen lange Unrecht getan. Ich hatte immer geglaubt, nur eine Raune, eine Spielerei hätte sie zu dem armen Angefallten im Hause ihres reichen Vaters getrieben. Ich aber jeder Brief mir das nämliche sagte, obwohl ich

immer nur kühl, fast sachlich geantwortet hatte, da gestand ich mir, daß doch Liebe sei, was ich für Raune gehalten hatte. Und da aus den letzten Zeilen, die ich so traumverloren nun in Händen hielt, die drängende Schluß: noch Verhätigung meiner Sorgenlande mich traf, und dazu dieser süße Nachmittags mit Erinnerung und Aufnahmgebildern das kriegsbare Denken erweckte und ferne Melodien es in Sanftigkeit hüllten, schlief ich endlich. Auch all meine Liebe auch zu geloben, ihr zu sagen, daß ich nicht gewagt hatte, zu ihr aufzublicken, wagte ich nun Lustschloffer zu bauen und fand — als ich an den Graben geseht, den Brief nun schrieb — zarte und gute Worte für die solange schon geliebte. Ich glaube, ich habe zum Schluß noch ein paar Verse gemacht, so wunderbar war die Stille, so wunderbar sah es in meiner Seele aus. Und als ich so die Zeilen gefüllt und froh oimend zum Himmel starrte, da gewahrte ich direkt vor mir im Grabe ein Bündelchen niedriger Glodenblumen. Und da wurde mir der Gedanke, die mir zu holen. Ich spähte über die Deckung, und da auch bei euch alles zu träumen schien, schwang ich mich über die Weitung und hatte bald eine Handvoll Glodenblumen in meinen Brief gesteckt, den ich — auf dem Grunde liegend — nun jäh. Als ich mich nun erhob, in den Graben zurückzusehen, da ...

Der Fremde schweig ganz plötzlich. Ich hatte mit Spannung und Erregung ihm zugehört. Ich kam mir sehr schlecht vor. ...

„Und“ fragte ich endlich, „der Brief ...?“

Es war ganz trostlos, als jener nun fortfuhr: „Auch hat ihn nie erhalten. Im Sturz hatte ich ihn sollen lassen, und als die Kameraden zur Nacht mich borgen, hatte ihn keiner beachtet. Er ist bei den Glodenblumen zu Staub geworden. Und auch, nicht du, nicht nun dabei ... und mich noch immer nicht, daß ich so groß lie geliebt. ... Und darum bitte ich dich, fremder Freund, schreibe du ihr das alles. Und wenn es nach dem Tode dieses Mordens erst wäre: sage ihr, daß ich sie längst geliebt, daß sie der Halt meines Lebens war, als ich arm und nur mit meinem Talent in die Fabrik ihres Vaters eintrat! Sage ihr, daß sie alle Stunden um mich geweint, daß nur der Gedanke an sie mich das Grauen der Schlacht überwinden half. Sage ihr, daß ich alles in mir ihr geweiht hatte, daß sie der Tempel meiner Seele war. ... Und sage ihr auch, daß ich ihr nicht zürne. ... sage ihr ...“

Der Fremde hatte mit immer leiser werdender Stimme gesprochen — nun brach er plötzlich ab.

Ich hatte auf dem Nachtsisch nach Streichhölzern gesucht, um Licht zu machen und die Adresse zu notieren.

„Auch ...“ hätte es noch ganz schwach an meiner Seite.

„Ja,“ sagte ich, „und ...“

Er antwortete nicht.

Als ich aufblickte, war mein Besuch verschwunden. ...

Das Mondlicht stand fahl auf dem Strauche der müchtig schimmernden Glodenblumen. ...